

Ludwig-Boltzmann-Institut
für Historische Sozialwissenschaft:
Studien zur Historischen Sozialwissenschaft
Band 10

Herausgegeben von Gerhard Botz

Gerhard Botz, geb. 1941, lehrt am Institut für Geschichte der Universität Salzburg.

Christian Fleck, geb. 1954, arbeitet am Institut für Soziologie der Universität Graz.

Albert Müller, geb. 1959, arbeitet am Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft, Salzburg.

Manfred Thaller, geb. 1950, arbeitet am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen.

Gerhard Botz, Christian Fleck,
Albert Müller, Manfred Thaller (Hg.)

»Qualität und Quantität«

Zur Praxis der Methoden der
Historischen Sozialwissenschaft

Campus Verlag
Frankfurt/New York

DATENGENESE ALS INTERPRETATIONSPROBLEM QUALITATIVER STUDIEN

CHRISTIAN FLECK

In der langen Debatte über Geschichte und Soziologie herrscht wenigstens über einen Punkt Einigkeit: Wie nah sich die beiden Disziplinen auch sonst kommen mögen, im Bereich der basalen Techniken der Informationsgewinnung gehen sie getrennte Wege. Während der typische Historiker jemand sei, der in einem Archiv sitzt und mehr oder weniger verstaubte Akten in den Stand der Quelle befördere, gleiche der typische Soziologe einem mit Fragebogen, Bleistift und pokerface ausgerüsteten Erhebungsbeamten. Diese Stereotype charakterisieren zwar nicht alle Historiker beziehungsweise Soziologen, will einer allerdings in die jeweilige Zunft kooptiert werden, muß er bei dieser Form wissenschaftlichen Arbeitens jedenfalls eine Zeitlang verweilen. Wenn auch zugegeben werden muß, daß das zünftlerische Selbstbild der Soziologen in geringerem Maße an einen derartigen Prototyp der Tätigkeit gebunden ist (ebensogut darf der angehende Soziologe seine Initiation beim Zusammenlegen von Fragebogen oder beim Ablochen erfahren), bleibt zwischen den beiden Disziplinen der habituelle Unterschied augenscheinlich: Quellenstudium versus Datenerhebung lassen je eigene Phänotypen des Historikers beziehungsweise Soziologen entstehen. Seit kurzem erwachsen ihnen in Gestalt des oral historian und des qualitativen Sozialforschers innerzünftlerische Konkurrenten. Angefeindet von den Potentaten beider Disziplinen verkörpern diese zugleich auch eine neue Art der Zusammenarbeit zwischen den beiden Wissenschaften.

Die "älteren" Integrationisten plädierten für wechselseitiges Lernen: Die Historiker sollten doch endlich die Idealtypenbildung ernst nehmen, die Gesetzhypothesen der systematischen Sozialwissenschaften historisch testen und die allgemeine Gültigkeit des deduktiv-nomologischen Erklärungsschemas akzeptieren, während die Soziologen aufgerufen waren, die Vielfältigkeit historischer Erscheinungen zu berücksichtigen, in ihren Theorien die Dimension der Zeitlichkeit zur Geltung kommen zu lassen und die epochale Abhängigkeit der Begriffsbildung zur Kenntnis zu nehmen – und forderten damit von ihren Kollegen Anpassungsleistungen, die im Rahmen wohlinstitutionalisierter Wissenschaftsdisziplinen als Erwerb von Zusatzqualifikationen erscheinen mußten, folglich nur von einer avantgardistischen Minderheit erbracht wurden, mit darauf folgender

(19) "Das Verhältnis von System und Umwelt (wird) als eine Differenz in Komplexität (begriffen)...Die Umwelt wird dabei als übermäßig komplex angesehen. Ein System muß, wenn es sich erhalten will, seine eigene Komplexität zu der der Umwelt in ein Verhältnis der Entsprechung bringen...und...seine geringere Komplexität durch verstärkte Selektivität wettmachen", N. Luhmann, *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*, in: ders. u. J. Habermas, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt 1971, 10.; vgl. auch A. Heller, *Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion*, Frankfurt 1978.

(20) Vgl. Pierre Bourdieu, *Leçon sur la leçon*, in: *Sozialer Raum und 'Klassen'*. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt 1985, 49 ff.

(21) J. Habermas, *Was heißt Universalpragmatik?* in: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt 1984, 359.

(22) Ebd. 387.

(23) Als "Kommunikativa" bezeichnet Habermas Sprechakte, die reflexiv auf den Kommunikationsvorgang selbst bezogen sind und somit der Sicherung der Kommunikation dienen; vgl. J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt 1981, 1. Bd., 436.

(24) J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns* Bd. 1, Frankfurt 1981, 413.

(25) "Die Subjekt-Objekt Relation ist (...) nicht durch das Bild zweier konstanter, begrifflich völlig durchleuchteter Größen zu beschreiben, die sich aufeinander zubewegen – vielmehr stecken in den von uns als objektiv bezeichneten subjektive und in den sog. subjektiven auch objektive Faktoren." Horkheimer, *Kritische Theorie. Eine Dokumentation* Bd. I, Frankfurt 1968, 50.

(26) H. M. Baumgartner, *Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft*, Frankfurt 1972, 249 ff.; J. Rüsen,

(27) Zit. n. J. Kocka, *Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 397.

(28) Die weiteren, hier nicht explizierten pragmatischen Arbeitsschritte bei R. Sieder, *Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben. Interviewtexte zum Arbeiteralltag. Erkenntnistheoretische Grundlagen, Quellenkritik, Interpretationsverfahren und Darstellungsprobleme*, in: G. Botz u. J. Weidenholzer (Hg.), *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte "geschichtsloser" Sozialgruppen*, Wien u. Köln 1984, 203 ff.

(29) E. Goffmann, *Frame Analysis. An Essay on the Organization of Experience*, New York 1974.

(30) U. Quasthoff, *Eine interaktive Funktion von Erzählungen*, in: H.-G. Soeffner (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, 116.

(31) J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, a.a.O. Bd. 1, 190.

Kristallisierung zu Schulen. Wegen dieser additiven "Strategie" konnte die angestrebte Integration gerade nicht Platz greifen, wenigstens nicht in Gestalt eines neuen, die ganze Disziplin prägenden Paradigmas; die häufige Bezugnahme aus Kuhns diesbezügliche Begrifflichkeit übersieht geflissentlich, daß dieser Veränderungen ganzer Disziplinen und nicht die Bildung von Schulen innerhalb einer Disziplin im Auge hatte (womit noch nichts über den möglichen innovatorischen Charakter derartiger Spezialisierung gesagt ist). Die kurze Geschichte der oral history bzw. der qualitativen Sozialforschung folgt einer anderen Logik, als die der "älteren" Annäherungsversuche. In geringerem Maße spielten hier programmatische Entwürfe eine Rolle, obwohl sie natürlich nicht fehlen durften. Konkrete Unzufriedenheit mit den disziplinären mainstreams: Strukturfunktionalismus hier, politikzentrierte "Geschichte der Sieger" dort, provozierten andere Fragestellungen, eröffneten bislang vernachlässigte Forschungsfelder und inaugurierten eine neue Technik der Informationsgewinnung. In der Soziologie resultierte aus einer Unzufriedenheit mit dem "Königsweg" Interview, dessen punktueller Erfassung handlungsferner Einstellungen und den hypothesentestenden Aspirationen, eine Hinwendung zu "weicheeren" Ansätzen, für die alsbald Etiketten wie qualitativ, explorativ, interpretativ gefunden waren. Auffallend ist, daß durchaus im Gegensatz zum Ahnherren dieser Richtung - der Chicagoer Schule - die teilnehmende Beobachtung in der deutschsprachigen Soziologie nur eine Außenseiterposition einnahm: im offenen, unstrukturierten, nondirektiven usw. Interview erblickte man das Nonplusultra. Die Historiker landeten bei der Suche nach den Besiegten, den kleinen Leuten und dem Alltag schließlich erhebungstechnisch beim lebensgeschichtlichen Interview, der selbstproduzierten Quelle, bei den Erinnerungen der Zeitzeugen. Diese doppelte Bewegung, die von wechselseitigen Inspirationen nicht frei war, kann als autochthone, parallele Entwicklung, sozusagen als (wissenschaftliche) Aktionseinheit von unten betrachtet werden. Wie bei allem - vermeintlich oder tatsächlich - Neuen ging von der technischen Kreation "offenes Interview" (die durch die Entwicklung der Unterhaltungsindustrie gefördert wurde) eine Faszination aus, die Probleme und Grenzen des Unterfangens nur zu leicht übersehen ließ. In dieser Arbeit wird versucht, die Datenerhebung bei qualitativen Studien (diese Kennzeichnung steht im folgenden für oral history und qualitative Sozialforschung) zu problematisieren. In vier Schritten möchte ich zeigen, daß lange bevor Transkripte vorliegen und bearbeitet werden, gravierende und folgenreiche Entscheidungen getroffen werden, die meistens nicht als solche bewußt sind und daher im Interpretationsprozeß nicht angemessen berücksichtigt werden.

1. DIE METHODENAUSWAHL - WISSENSCHAFTLICHES POLITIKUM ODER RATIONALE ENTSCHEIDUNG ?

Den Autoren von Lehrbüchern der empirischen Sozialforschung bereitet die Beziehung von Thema und Erhebungstechnik offensichtlich wenig Kopfzerbrechen. Der Wahl eines bestimmten Themas (wobei für gewöhnlich den Gründen und Ursachen, die zur Wahl dieses und nicht eines anderen Themas führen, wenig Beachtung geschenkt wird) folge als nächster Schritt der Untersuchungsplanung die Entscheidung für eine adäquate Untersuchungsmethode. In deutlichem Kontrast zur Lehrbuchmeinung, die impliziert, es gäbe in bezug auf verschiedene Fragen besser oder schlechter geeignete Methoden, steht die Tatsache, daß das Repertoire der vom mainstream faktisch benutzten Instrumentarien eintönig ist. Daraus den Schluß zu ziehen, die vorhandenen Methoden wären derart entwickelt, daß sie gleichsam universell angewandt werden können, hieße die Forschungspraxis zu idealisieren, ja sie auf den Kopf zu stellen. Tatsächlich dürfte es sich gerade umgekehrt verhalten: entsprechend lange Sozialisation in einer beschränkten Methodenumwelt restringiert die Wahlmöglichkeit der Mitglieder der scientific community derart, daß sie am Ende keine mehr besitzen. Phantasielos wird ein Trampelpfad benutzt, der aus Gründen kollektiver Gewissensberuhigung einen schmückend-hübschen Namen verliehen bekommen hat: Königsweg. Über die Grenzen des sozialforscherischen Standardmodells "Einstellunginterview" weiß man zwar Bescheid, diskutiert darüber auch intern, aber in der Außenpräsentation gibt man es immer noch als ein Präzisionsmeßinstrument aus, ohne hinzuzufügen, daß es zwar möglicherweise präzise angewandt werden kann, aber selten das mißt, was es zu messen vorgibt.

Ironischerweise repetieren Protagonisten qualitativer Studien beim Versuch, sich vom mainstream abzugrenzen, diese Hochstaplerei, wenn auch in anderem Kostüm. Die von oral historians und qualitativen Sozialforschern programmatisch verkündeten Ansprüche, die ihre neue "Methodologie" zu befriedigen in der Lage sei, sind zumindest in drei Punkten überzogen. Eine der am häufigsten geäußerten Hoffnungen bezieht sich auf die vorgeblich erreichbare Demokratisierung der Wissenschaft. Weil auch kleine Leute befragt würden, greife diese Methode über den engen Kreis der gesellschaftlichen Elite hinaus. Vergessen wird dabei, daß diese Perspektivenverschiebung zwar manchmal Anlaß zur Wahl eines qualitativen Ansatzes war, dasselbe Ziel aber auch mit ehrwürdigen Vorgangsweisen erreichbar ist. Qualitative Studien setzten die Subjektivität der Erforschten (wieder) in ihr Recht, Erfahrungsgeschichte führe

zu einer Verarbeitung früherer, prägender Wahrnehmungen und strukturiere damit künftige Wahrnehmung und Praxis, ja man kann sogar die Behauptung finden, daß auf diesem Weg "sozio-kulturelle Unbewußtheit in den Blick" komme. (1) Was immer gerade mit letzterer Behauptung gemeint sein mag, zu glauben, der Historiker oder Sozialforscher könne dem Psychotherapeuten Konkurrenz machen, strapaziert die lebensweltliche Relevanz von Interviewsituationen über Gebühr. Da die Daten im Laufe des Forschungsprozesses unter Beteiligung der zu Erforschenden erst produziert würden, könne eine Aktivierung der zum Subjekt verwandelten Forschungsobjekte Platz greifen, lautet schließlich der argumentative Ausgangspunkt aktionsforscherischer Ambitionen. Ein Mißverständnis, weil aus der Tatsache, daß jemand sein Leben erzählt, der Schluß gezogen wird, nun müsse er daran anschließend auch erkennen, was er in der Vergangenheit falsch gemacht habe und was er künftig anders machen sollte. Wenigstens verweist diese letzte Hoffnung nebenbei auf einen der Sache nach interessanten Punkt qualitativen Vorgehens, nämlich den Umstand, daß die in wissenschaftliche Darstellungen eingehenden Daten interaktiv produziert werden.

Diese Hinweise auf Aspiration, die mit der Innovation im methodischen Bereich verknüpft sind, dienen hier als Beleg für die These, daß die Methodeninnovation nur ein Aspekt der qualitativen Opposition gegen die sozialwissenschaftlich historische Normalwissenschaft ist. Allerdings wirft dieser eine Aspekt m.E. genügend Probleme auf, die eine isolierte Betrachtung desselben durchaus angebracht erscheinen lassen. Von allem ideologischen Brimborium befreit bedeutet das primär, über eine wissenschaftliche Technik der Datensammlung und -gewinnung zu sprechen. Die beiden Fragen, die damit in Zusammenhang gestellt werden müssen, betreffen die Bestimmung der Adäquatheit einer Methode für bestimmte Gegenstände und Fragestellungen und die Erörterung der Validitätsbedingungen der mit dieser Technik gewonnen Aussagen. Über die Angemessenheit von Methoden lassen sich kaum allgemeingültige Aussagen treffen. Ob die Entscheidung für offene Interviews in einem bestimmten Fall richtig war, läßt sich letztlich (sieht man von trivialen Hinweisen etwa der Art ab, daß man für die Erfassung der Daten einer Standardsoziodemographie schlecht beraten wäre, wenn man diese mit einem narrativen Interview erfassen wollte; obwohl andererseits gerade offen vorgehende Interviewer meist vergessen, diese Basisdaten zu erheben) nur anhand des materialen Resultats der Bemühung diskutieren. Der zweite Problembereich, der der Validität (2), erlaubt, Folgerungen hinsichtlich des Adäquatheitsproblems zu ziehen. Die Frage der Validität wird hier unter einem bestimm-

ten Aspekt betrachtet, dem nämlich, der von der Qualität und Eigenart bestimmter Daten ausgeht und die Frage aufwirft, wie diesen Eigenarten Rechnung getragen werden kann.

In wissenschaftliche Analysen und Texte geht eine Vielzahl von Material ein, für das sich teilweise disziplinspezifische Namen eingebürgert haben: Quellen, Daten, Informationen, um nur die allgemeinsten zu zitieren. Der Sache nach handelt es sich bei den Daten, die von Geschichte und Soziologie verwendet werden, um Material, das entweder im historischen Ereignisstrom entstanden ist (Briefe, Akten, Realien) oder das aus einer (größeren oder kleineren) Distanz heraus, vergangene Ereignisse reflexiv verarbeitet: Chroniken, Kunstwerke, Memoiren. Da alle diese Hervorbringungen nur dann relevant werden und in wissenschaftliche Analysen Eingang finden können, wenn sie konserviert wurden, filtert bereits dieser Umstand aus der Totalität des in einer bestimmten historischen Situation Vorhandenen einen Teil aus. Nur wenig kann undeformiert überliefert werden, anderes muß in der einen oder anderen Form aufgezeichnet und damit einem Transformationsprozeß unterworfen werden. Die längste Zeit war eine Konservierung nur in Schrift und Bild möglich. Während beispielsweise Gerüche nachwievor nicht im Original erhalten werden können, gilt für das gesprochene (oder gesungene) Wort diese Restriktion seit einiger Zeit nicht mehr, es kann auf Tonbändern konserviert werden. Da die Praxis der Wissenschaft, wohl nicht nur aus historischen Gründen, eine der Schriftlichkeit ist, besteht ein Zwang zur Verschriftung gesprochener Informationen. Beides, die Konservierung und die Präferenz für Schriftlichkeit, führt dazu, daß schon während der wissenschaftlichen Analyse Rohmaterialien bearbeitet werden und die darauf aufbauenden wissenschaftlichen Konklusionen Beschreibungen nichtschriftlicher Materialien enthalten. Jede konservierende oder verschriftende Bearbeitung folgt konventionellen Regeln und beinhaltet zumeist einen interpretativen Akt. Dieser ist in manchen Fällen ins Auge springend, in anderen Fällen nahezu vernachlässigenswert, fast nie fehlt er aber; es wäre auch einigermaßen grotesk, wenn Wissenschaften, die die Erklärung sozialen Handelns zum Ziel haben, ihre Aussagen auf asoziale (das heißt von Gesellschaftsmitgliedern intentions- und interesselos hinterlassene) Materialien stützen würden. Ein interessanter Grenzfall stellt die nichtintendierte Bearbeitung des Materials durch historische Akteure dar, wenn beispielsweise Abnutzungerscheinungen zum Ausgangspunkt von Erklärungen genommen werden, um etwa die Beliebtheit von Büchern historischer Bibliotheksbestände herauszufinden. Im Rahmen der Diskussion von Material, das bei qualitativen Studien gesammelt oder produziert wird, interessiert

vor allem, wie sehr und wie weitgehend die Verformungen (3) denen bei der Bearbeitung von anderem Material ähneln. Um keine Mißverständnisse hervorzurufen, sei ausdrücklich hervorgehoben, daß vorerst nicht von aggregierten Daten gesprochen wird (auf das Problem der "Daten zweiter Ordnung" wird weiter unten eingegangen).

Üblicherweise wird das Phänomen der "natürlichen" interpretatorischen Verformung durch die Unterscheidung in prozeßproduzierte und reaktive Daten beschrieben. Als prozeßproduziert gelten alle nicht auf forschersche Verwertung hin produzierten Materialien, wie beispielsweise Behördenprotokolle, Korrespondenzen etc., während als reaktiv jene Daten gelten, die in einer artifiziellen Situation ausschließlich oder vornehmlich für Forschungszwecke hervorgebracht werden, prototypisch dafür ist das Einstellungen erhebende Forschungsinterview, wo der Respondent auf fixierte Stimuli reagiert (und möglicherweise nur zwischen Reaktionsformen wählen kann, die ihm gleich unlieb sind). Diese Distinktion veranlaßte Soziologen dafür zu plädieren, den prozeßproduzierten Daten mehr Aufmerksamkeit zu schenken, weil diese nicht mit dem Makel der Beeinflussung durch den Forscher behaftet seien. Was dabei geflüßentlich ignoriert wird, ist, daß man das Problem, dem man aus dem Weg gehen will, nur von einer (noch dazu besser kontrollierbaren) Ebene auf eine andere verschiebt: denn es wäre naiv anzunehmen, daß die prozeßproduzierten Daten a priori höhere Validität auszeichnet. Der interesselose Protokollant elementarer Sinneseindrücke ist zwar eine beliebte Figur neopositivistischer Erkenntnistheorie, in der sozialen Realität findet er sich kaum bzw. ist das, was sein Pendant protokolliert, von geringem sozialwissenschaftlichen Interesse.

Es scheint daher angebracht, neben der Dimension reaktiv-prozeßproduziert eine weitere zu berücksichtigen, die man als Publikumsorientierung bezeichnen könnte. Diese kann in wechselndem Ausmaß gegeben sein (wiederum mit dem Grenzfall des Desinteresses am Publikum) und ist naturgemäß jenen besonders vertraut, die mit persönlichem Material, beispielsweise Tagebüchern, arbeiten; andererseits scheint sie vielen aus dem Gesichtsfeld entschwunden zu sein: Sozialwissenschaftlern, die internationalen Vergleichen gedankenlos Daten aus dem Jahrbuch der Weltbank zugrundelegen oder Historikern, die quantitative Geschichte aufgrund amtlicher Daten schreiben und dabei das quellenkritische Instrumentarium ihrer Zunft leichtfertig ungenutzt lassen. Datenkritik, also das Aufspüren derartiger strukturell bedingter Verformung, wird umso wichtiger, je mehr die Daten in einem Kontext öffentlicher Aufmerksamkeit produziert werden.

Die Daten zur Arbeitslosigkeit bieten dafür eine gute Illustration. Historisch entstand die Arbeitslosenstatistik aus einem Bedürfnis bürokratischer (Erfolgs)Kontrolle, war also in erster Linie eine verwaltungsinterne Maßzahl. Projeziert man aktuelle Beobachtungen über die Sanktionsfunktion dieses Effizienzmaßes in die Vergangenheit, kann man behaupten, daß die organisationsintern einzelnen Beamten bzw. lokalen Ämtern zuordenbare Statistik der erfolgreich vermittelten Arbeitsuchenden manipulativen Versuchen immer schon ausgesetzt war. Der einzelne Beamte legitimiert sich durch die Zahl gegenüber seinen Vorgesetzten und das einzelne Amt gegenüber übergeordneten Instanzen; dabei darf man nicht von vorneherein die Annahme treffen, daß diese manipulativen Eingriffe immer in eine Richtung – im Fall der Arbeitslosenraten also in die der kosmetischen Verschönerung des Zustandes durch den Ausweis geringer Arbeitslosigkeit – gehen: bei einer mikrosoziologischen Betrachtung zeigt sich beispielsweise, daß lokale Arbeitsämter, deren Equipe besonders engagiert ist, periodenweise an hohen Arbeitslosigkeitsraten interessiert sind, um mehr Mittel für die sogenannte aktive Arbeitsmarktpolitik zu erhalten. Ab dem Zeitpunkt, wo die Arbeitslosenrate zum Gradmesser staatlicher Wirtschaftspolitik wird, ist die intendierte Verzerrung notorisch. Trotz der seit Jahren geführten Diskussion über die versteckte Arbeitslosigkeit und unter Mißachtung der beileibe nicht verborgenen Tatsache des außerordentlich "weichen" Charakters dieser Maßzahl (was in dem Umstand begründet ist, daß die Arbeitslosenrate ein Quotient ist, dessen Nenner gleichsinnig mit dem Zähler variiert: die Zahl der Arbeitslosen wird also nicht als relativer Anteil einer unabhängigen Größe – beispielsweise der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter – ausgedrückt) wird dieser Indikator allüberall so verwendet, als handle es sich bei ihm um eine exakt und zeitunabhängig gemessene Größe. (4) Während Mediävisten Urkundenfälschungen vertraute Objekte sind, wird deren moderne Spielart, die Datenbeschönigung, (historischen) Sozialwissenschaftlern nur selten zum Problem. Die falsche Annahme, im Aggregat würden die Fehler, weil sie zufallsverteilt seien, verschwinden, mag dafür ebenso verantwortlich sein, wie die Gestalt eine Rolle spielt, in der sich Daten heute der Forschung präsentieren: Amtlichen Nachrichten moderner Hoheitsverwaltungen scheint a priori interesselose Rationalität zugestanden zu werden und die Zahlenkolonnen derartiger Veröffentlichungen verstellen den Blick auf die zugrunde liegenden Prozesse der Datengense.

Aus dem weiten Feld der Datenkritik interessiert im vorliegenden Zusammenhang vor allem der oben genannte Aspekt der Publikumsorientierung. Sie findet man *nicht nur* bei bürokratischer Datenproduktion,

sondern auch bei persönlichem Material: Von Tagebuchverfassern nimmt man an, daß sie sich wenigstens an ein imaginäres Publikum wenden; Briefschreiber senden ihre Mitteilungen bekanntermaßen an einen Adressaten; Maler kalkulieren den Blick des Betrachters. Auch Forscher, die mit teilnehmender Beobachtung arbeiten, wissen um die Tatsache, daß sich ihre Beobachtungsobjekte in wechselnden Kontexten unterschiedlich stilisieren. Die Akteure beziehen Vermutungen über die Reaktionen des Publikums in ihre Selbstpräsentationen ein – in der Einstellungsmessung ist das unter den Titeln Zustimmungstendenz und Neigung zu sozial erwünschten Antworten eine bekannte "Fehlerquelle".

Ohne eine auch nur annähernd vollständige Dimensionierung des sozialwissenschaftlichen Objektbereichs anstreben zu wollen, soll zumindest noch auf zwei bedeutsame Klassifikationen eingegangen werden, die implizit bereits angesprochen wurden. Die eine bezieht sich auf einen unter Sozialwissenschaftlern verbreiteten Konsens, zwischen "harten" und "weichen" Daten zu unterscheiden. Damit bezeichnet man die Möglichkeit, vorhandene und isolierbare Informationen in numerische und aussagekräftige Werte auf möglichst hohem Meßniveau zu transformieren. In der Praxis ist diese prinzipiell leicht nachvollziehbare Klassifikation oft mit Komplikationen verbunden: stammt die Mitteilung eines vermeintlich harten Datums aus einer einzigen Informationsquelle, kann sich die "Härte" schnell als scheinbare entpuppen. Wo man wegen des eigenen Kontextwissens eine falsche Angabe erwartet (man denke an Altersangaben eines in die Jahre gekommenen Publikumsliebblings) läßt sich dieser Fehler durch Konsultation anderer Quellen beheben; wenn man nicht damit rechnet, daß "falsche" Angaben auftreten können, zeichnet man leichter ein irrtümliches Bild (beispielsweise werden von älteren Frauen bäuerlicher Herkunft tot geborene oder bald nach der Geburt verstorbene Kinder nicht "mitgezählt").

Die andere Klassifikation markiert die Differenz zwischen Erfahrungsgeschichte und Strukturgeschichte, Mikro- und Makrosoziologie auf der Datenebene. Worum es dabei geht, läßt sich am besten durch ein Beispiel erläutern: Wenn in einer Gesellschaft für eine bestimmte Klasse von Handlungen der Begriff des Verbrechens eingeführt ist, lassen sich in der Folge Handlungen als zu dieser Klasse gehörig definieren und können gezählt werden. Definitionsgewohnheiten und Normen unterliegen einem Wandel und verändern die Zuordnungspraktiken im Laufe der Zeit. Die Zählprozeduren erlauben Berechnungen von Kriminalitätsraten; letztere gehören zu den Konstrukten zweiter Ordnung. (5) Die beiden Handlungen entsprechen einerseits der Erfahrungsgeschichte, der Strukturgeschichte andererseits – und

sie können mehr oder weniger problematische Verbindungen miteinander eingehen, so etwa, wenn ein Klima der Verbrechensangst trotz vergleichsweise marginaler Kriminalitätsraten (was nichts anderes heißt, als daß die Wahrscheinlichkeit, daß der Einzelne in kriminelle Handlungen als Täter oder Opfer verwickelt wird, gering ist) entsteht oder prolongiert wird. Erfahrungsgeschichte wäre blind, wenn sie diese strukturellen Bedingungen übersehen würde, wie Strukturgeschichte leer bliebe, wenn sie derartige Deutungen der historischen Akteure ignorierte.

Zusammenfassend kann man feststellen, daß das Verhältnis von Methode und Objektbereich als doppeltes Abhängigkeitsverhältnis konzipiert werden muß, Erhebungstechniken und Daten bedingen einander wechselseitig. Um bestimmen zu können, welche Daten günstigerweise durch qualitative Verfahren erhoben werden, kann man diese auf wenigstens fünf Dimensionen zu verorten versuchen:

- (1) Retrospektivität,
- (2) Reaktivität,
- (3) Publikumsorientierung,
- (4) Härtegrad und
- (5) Konstruktordnung.

Verwendet man (im weitesten Sinn des Wortes) lebensgeschichtliche Interviews erhält man retrospektive, reaktive, an einem (imaginären) Publikum orientierte, weiche Daten, die Konstrukte erster Ordnung sind. Und umgekehrt: will man Daten dieser Ausprägung, dann verwende man qualitative Verfahren. Je weiter die zu erhebenden Daten sich den konträren Polen nähern, desto sinnvoller wird es sein, andere, jenen Datentypen angepaßtere Methoden zu verwenden oder zu entwickeln. Wobei diese Maxime noch dahingehend erweitert werden soll, daß es nahezu immer zu besseren materialen Resultaten führt, wenn man Norman Denzin folgend versucht, mehrere Untersucher, verschiedene theoretische Perspektiven, unterschiedliche Datenquellen und Methoden zu kombinieren (6). Derartige Strategien der Forschungsplanung scheinen jedenfalls aussichtsreicher als die Überfrachtung des Unternehmens oral history bzw. qualitative Sozialforschung mit externen Ansprüchen – scheitern können sie an den beteiligten Forschern und am fehlenden Geld, beides ist aber den Interventionspotentialen der Wissenschaftlern wesentlich näher als die Persistenz des in seiner Subjektivität rehabilitierten, zum Bündnispartner einer demokratischen Wissenschaft ernannten und aktionsforscherisch malträtierten Volkes.

2. DIE SUCHE NACH INTERVIEWWILLIGEN – INVERSION DES ZUFALLS?

Wurde im ersten Teil dahingehend argumentiert, daß man mit qualitativen Methoden nur eine bestimmte Gruppe von Daten erfassen kann und sich daher für eine dieser Methoden dann entscheiden soll, wenn man aus theoretisch auszuweisenden Gründen eben an jener Art Daten interessiert ist, soll in diesem Abschnitt die Aufmerksamkeit auf den Informanten gerichtet werden. Sowohl die Wege, auf denen man in Kontakt zu diesen "Datenträgern" kommt, als auch Merkmale bestimmter Typen von Informanten sollen thematisiert werden. Nehmen wir den Selbstanspruch wohl der Mehrheit qualitativer Forscher ernst, wonach ihre Forschungen der Deutung unvertrauter Lebenswelten verpflichtet sei, haben wir einen zentralen Differenzpunkt zur Vorgangsweise des mainstream der Sozialwissenschaften benannt. Der Soziologe, der eine standardisierte Fragebogenerhebung plant, vertraut prinzipiell seinem persönlichen Erfahrungshintergrund, welcher ihm – gemeinsam mit der Lektüre einschlägiger Vorarbeiten – das nötige Wissen zur Verfügung stelle, um adäquate Fragen formulieren zu können; die Richtigkeit dieses Wissens wird im Pretest der Erhebungsinstrumente geprüft, welcher aber eher der Feinabstimmung der Instrumente dient, als daß das Design der Untersuchung nach diesem Test grundlegend verändert würde. Diametral entgegengesetzt ist die Vorgangsweise des Feldforschers. Gleichgültig ob er Kulturen in fremden Ländern oder fremde Subkulturen der eigenen Gesellschaft erforscht, er mißtraut seinem Vorwissen und muß versuchen, der Entfaltung dieses Mißtrauens systematisch Platz einzuräumen. Tagebücher von Anthropologen enthalten zahlreiche Schilderungen dieses Übergangs vom Fremdsein über das Vertraut-Werden zum Vertraut-Sein mit neuen Umwelten. Dieser Prozeß, der gelegentlich mit dem Sozialisationsprozeß, dem Heranwachsende unterworfen sind, verglichen wird, kann dadurch beschleunigt werden, daß man sich der Hilfe eines kompetenten Mitglieds der fremden (Sub-)Kultur versichert. Ohne die Aspekte dieses Lernprozesses hier detailliert zu beleuchten, soll bloß darauf aufmerksam gemacht werden, daß oral history Projekte häufig ganz analog vorgehen.

Stark vereinfacht kann man zwei Arten von Populationen analytisch unterscheiden, die in solchen Untersuchungen Berücksichtigung finden: soziale Gruppen, deren Definiens eine oder mehrere Gemeinsamkeiten aufweisen (Berufsgruppen, politische und religiöse Gruppen, Bewohner einer Siedlung etc.) und Kohorten, also Jahrganggruppen (Jugend, ältere Menschen etc.). Praktisch sind Mischvarianten häufiger, wenn bestimmte Generationen einer Gruppe ("Drei Generationen Arbeiterleben" lautet

beispielsweise der Titel einer derartigen Untersuchung (7)) oder mehrere Gruppen einer Generation ("Frauen im antifaschistischen Widerstand" (8)) einbezogen werden. Die Einzelfallanalyse ist gegenwärtig in der oral history eine Ausnahmerecheinung. (9)

Um Interviewpartner zu finden und um das eigene, oft vage Vorwissen zu erweitern, wendet man sich in der Regel an eine Vertrauensperson, die sowohl als Informant wie als gate-keeper, also als Vermittler von Kontakten zu weiteren Angehörigen dieser Gruppe, benutzt wird. Die Gefahr, die darin besteht, sich dem Wissen und der Perspektive dieser Person wenigstens teilweise auszuliefern, ist als solche evident: Jemandem, dessen Vertrauen man gewinnen will, kann man nicht zugleich massiv signalisieren, daß man dieses Vertrauen auf den Prüfstand stellen will, daß man Zweifel habe, ihm (uneingeschränkt) Glauben zu schenken. In einer Hinsicht ist diese Problematik bei historischen Studien schwieriger als bei synchroner Feldforschung. Während es dem Feldforscher beispielsweise einer devianten Jugendgruppe möglich ist qua Teilnehmer sich selbst ein Bild zu machen und gegebenenfalls eine andere Person für vertrauenswürdiger zu halten, ist man bei historischen Untersuchungen dieser Teilnahmemöglichkeiten beraubt. Die Vertrauensperson besitzt hier mehr Macht, weil sie die Auswahl der weiteren Gesprächspartner steuern kann.

Informanten und gate-keeper repräsentieren einen bestimmten Typ von Interviewpartner, den des Experten. Das Wissen, das sie weiterzugeben in der Lage sind, ist – jenseits aller intendierten Restriktivität – von anderer Art als das der Laien, der "einfachen" Mitglieder einer Population: es zeichnet sich durch eine doppelte Reflexivität aus, insofern es aus zeitlicher Distanz heraus formuliert wird (diese Berechnung gilt in gleicher Weise für die Laien) und insofern es auch die Reflexionen der Laien zum Objekt eigener Betrachtung macht. Je weiter sich ein Experte von der lebensweltlichen Verbundenheit zu seinen Zeitgenossen löst, also Generalisierungsanstrengungen unternimmt, desto mehr ähnelt sein Wissen demjenigen des Wissenschaftlers. In jedem Fall bleibt der Informant aber ein Agent des kollektiven Gedächtnisses seiner Gruppe, formuliert als solcher deren Korpsgeist mit und präsentiert daher dem Befragter die zum Autostereotyp geronnene Kollektividentität.

Die meisten qualitativen Forscher vertreten in der Außendarstellung hinsichtlich des Auswahl- und damit Generalisierungsproblems eine offensive Haltung: es gehe ihnen nicht um Verteilungen, statistische Schlüsse, das Zählen und Wägen, sondern um den Nachweis von Vorhandenem, die Breite des Spektrums von Lebenswelten, das Besondere und Unverwechselbare. In der nach innen gerichteten Debatte, wenn qualitative Forscher

sich unter ihresgleichen wähen und die Legitimation des eigenen Tuns weniger dringlich erscheint, wird häufiger darüber diskutiert, ob denn dieser Befund mit jenem vergleichbar sei, ob nicht irgendeine Perspektive Betroffener zu kurz gekommen sei – ob also Resultate verallgemeinert werden können. Und tatsächlich werden Ergebnisse qualitativer Untersuchungen in diesem Stil präsentiert beziehungsweise rezipiert. Es heißt dann nicht korrekterweise "siebzehn Arbeitslose aus der Kleinstadt G. berichten" sondern mindestens "Die Arbeitslosen von G." und gelesen wird das dann häufig als die "Arbeitslosen von heute". Begnügt man sich bei der Auswahl von zu Befragenden damit, jene zu nehmen, die von sich aus ihr Interesse anmelden oder die leicht gefunden werden können, huldigt man der Inversion des Zufalls. Während eine Randomstichprobe jedem Element der Grundgesamtheit die statistisch gleiche Chance einräumt, berücksichtigt zu werden, entziehen gedankenlose qualitative Forscher oft jenen das Rederecht, die erst gefunden und überzeugt werden müßten und überlassen das Feld den Geschwätzigern, die sich auf den Aufruf hin melden, den ein entgegenkommender Journalist einer Tageszeitung ins Blatt setzte. Zur Faulheit der Forscher tritt die Redseligkeit der Wichtigtuere und die Untersuchung ist zwar rasch publiziert, aber wenig wert.

Im Gegensatz zum weitverbreiteten Defätismus in Fragen der Auswahlverfahren, läßt sich zeigen, daß für qualitative Studien durchaus Wege gangbar sind, die der schrankenlosen Willkür eines unbedacht angewandten Schneeballverfahrens Einheit gebieten. Die einfachste Spielart berücksichtigt bei der Auswahl von Interviewpersonen den Umstand der Heterogenität der anvisierten Population: Sobald man weiß, daß Teilgruppen, rivalisierende Fraktionen, Über- und Unterordnung oder auch bloß soziodemographische Unterschiede (und die gibt es fast immer) innerhalb einer Untersuchungspopulation bestehen, kann man diese Merkmale zu Auswahlkriterien machen. Am Beginn einer Untersuchung über antifaschistische Widerstandskämpfer war mir nur der Name eines Beteiligten bekannt; es stand ferner fest, daß mindestens zwei weitere Personenkreise mit dieser Partisanengruppe in Verbindung standen, allerdings wußte ich über sie nicht mehr, als daß die einen in Jugoslawien lebten und die anderen irgendwo in der Weststeiermark oder in Kärnten zu suchen wären. Recherchen in diesen Gegenden blieben lange Zeit resultatlos und der namentlich Bekannte nannte mir zwar breitwillig Namen seiner Genossen, mochte sich aber an Namen und Aufenthaltsorte anderer nicht erinnern. Hätte ich das "Schneeballverfahren" in diesem Stadium abgebrochen (die Ähnlichkeit und Übereinstimmung der Erzählungen der Genossen hätten das auch gerechtfertigt erscheinen lassen), wäre ein recht konventionelles

Bild dieser Widerstandsgruppe entstanden, das über den Stand des damals publizierten Wissens kaum hinausgelangt wäre. Zufall, Glück und Beharrlichkeit führten dazu, daß schließlich einige jener gefunden wurden, von deren Existenz ich von Anfang an wußte. (10) Es fällt nicht schwer, sich Designs vorzustellen, wo man keine Ahnung davon hat, daß es eine weitere relevante Teilgruppe gibt oder wo man trotz solchen Wissens an kein Mitglied derselben herankommt. (11)

Die zweite Variante adaptiert das in der Umfrageforschung gängige Quotenverfahren für qualitative Studien. Die Meinungsforscher versuchen ein verkleinertes Abbild der Grundgesamtheit dadurch herzustellen, daß man den einzelnen Interviewern Quoten vorgibt, in die Kennzahlen der Merkmalsverteilungen in der Grundgesamtheit eingehen. Wird das sampling korrekt durchgeführt, spiegelt die Stichprobe die Population in jenen Aspekten, die in die Quotenziehung Eingang fanden. Aus Volkszählungsdaten kennt man die Geschlechterproportion, den Altersaufbau, die Berufsstruktur, die Verteilung auf Gemeindegrößen etc. Die Proportionen können in der Stichprobe beibehalten bleiben. Bis hierher ist dieses Auswahlverfahren für qualitative Studien imitierbar; da "Hochrechnungen" nicht das Ziel qualitativer Studien sein können, genügt das. Auch bei qualitativen Studien weiß man in der Regel aus anderen Untersuchungen genug über die Struktur der Population. Nutzt man dieses Wissen bei der Auswahl der Befragten, sollte nicht mehr vorkommen, was beispielsweise bei jüngsten Studien über Arbeitslose der Fall ist, daß nämlich Personen aus der sozialen Umgebung der Forscher überrepräsentiert sind: da tummeln sich zahlreiche arbeitslose Lehrer und Akademiker, großstädtische Jugendliche und alibihalber einige Bewohner des Obdachlosenasyls und "Frühpensionisten". Mit einer Einschränkung ist dieses Auswahlverfahren auch für historische Studien anwendbar: die in der Zwischenzeit Verstorbenen können nicht mehr um ein lebensgeschichtliches Interview geben werden. (12) Vom erstgenannten Auswahlverfahren unterscheidet sich das quoten-analoge dadurch, daß es nicht nur das Vorhandensein verschiedener Positionen und Rollen, Fraktionen und Minderheiten berücksichtigt, sondern sich die relativen Anteile von Merkmalskombinationen der Grundgesamtheit in der Stichprobe wiederfinden: Wenn also x Prozent aller Arbeitslosen zu einem beliebigen Zeitpunkt weiblich, ohne weiterführende Schulbildung und zwischen 30 und 40 Jahren sind, kann versucht werden, ungefähr ebensoviel Prozent Individuen dieser Merkmalskombination in die Stichprobe aufzunehmen.

Demgegenüber dürfte das dritte Modell für historische Untersuchungen nur mit großem Kostenaufwand realisierbar sein: die (Annäherung an die)

Totalerhebung. (13) Die Belegschaft eines Unternehmens, die Mitglieder einer lokalen Organisation oder die Bewohner einer Siedlung können mit einiger Mühe auch noch nach Jahren identifiziert werden, während die Erfassung nach anderen Kriterien im historischen Anwendungsfall auf größere Schwierigkeiten stoßen dürfte, sei es weil die ins Auge gefaßte Einheit zahlenmäßig zu groß, Aufzeichnungen über den Verbleib ihrer Mitglieder fehlen oder die Mortalität zu hoch war.

Einer strikten Imitation der in quantitativen Studien angewandten Auswahlverfahren wird hier nicht das Wort geredet, wohl aber dafür plädiert, der Auswahl von zu Befragenden etwas mehr Arbeit und Aufmerksamkeit zu widmen, da sonst nur eine andere Art von Elite Berücksichtigung findet und es bedarf wohl keiner langatmigen Begründung, daß mit diesem willkürlichen Segment der Bevölkerung das Ziel, die bislang Übergangenen und Schweigenden ins Licht der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu heben, verfehlt würde. Selbst wenn eine proportionale Repräsentation in der Stichprobe nicht realisiert werden kann, bietet eine akribische qualitative Praxis eine Chance, die die herkömmliche Umfrageforschung nicht aufgreift. Protokollierungen über die Umstände des Nichtzustandekommens eines Interviewkontakts enthalten genügend Hinweise, die einer systematischen Auswertung offen stehen. Im Unterschied zur Praxis der Umfrageforschung, wo Ausschöpfungsraten von 40 Prozent den Normalfall darstellen und man sich wenig Gedanken darüber macht, was den Ausfall von 60 Prozent verursacht, oder wo Schwierigkeiten beim Ausschöpfen einer bestimmten Quote von der Leichtigkeit, mit der dasselbe bei einer anderen realisierbar war, nicht unterschieden werden, kann ein qualitativer Forscher aus seinen Feldnotizen gehaltvolle Interpretationen über Widerstände einzelner Personengruppen und Verweigerungen anderer gewinnen. Der Gewinn qualitativen Vorgehens besteht dann paradoxerweise gerade darin, daß das Nicht-Realisierte aussagekräftig gemacht wird.

3. DAS INTERVIEW – EINE PRODUKTIONSSTÄTTE MIT PROBLEMEN

Wurde bislang über Facetten qualitativer Studien gesprochen, die vor dem ersten Schritt ins Feld angesiedelt sind, wende ich mich im folgenden dem sozialen Ort der Datenproduktion zu. Es wurde bereits darauf verwiesen, daß Material, das in wissenschaftliche Analysen Eingang findet, einem verformenden Produktionsprozeß unterworfen ist und daß die Auswahl der Produzenten mitbestimmt, welche Gestalt das Produkt erhält. Im Unter-

schied zu Daten, die zeitlich unabhängig von einem Forschungsvorhaben entstanden sind, besteht die Besonderheit von Daten qualitativer Studien darin, daß auf den Produktionsprozeß Einfluß genommen werden kann. Während bei "totem" Material (Akten, Realien, etc.) der stattgefundenen Verformungsprozeß post hoc rekonstruiert werden muß, bestimmen beim Interview die Interaktionspartner aktuell, welche Gestalt die Daten annehmen. Dieser Umstand veranlaßt "hardliner" unter den Sozialwissenschaftlern für möglichst weitgehende Standardisierung zu plädieren, um die Vergleichbarkeit der Protokolle sicherzustellen. In radikalem Gegensatz dazu überantworten sich "weiche" Forscher den Zufälligkeiten des spontanen interaktiven Austauschs, indem sie die Erhebungssituation in möglichst geringem Ausmaß standardisieren. Sie halten eine Steuerung des Gesprächsverlaufs durch ihre Erkenntnisabsichten in der Hoffnung hintan, dieses Opfer auf dem Altar des Alltags würde mehr bedeutsame Informationen hervorbringen oder solche, die sie nicht vorhersehen hätten können. Resultat einer konsequenten Verfolgung dieser Devise wären Alltagsgespräche, die sich nur darin von "echten" unterscheiden, daß der eine Gesprächspartner zugleich Forscher ist. Ähnlich wie ein Briefwechsel – als schriftlicher kommunikativer Austausch zwischen zwei Individuen – könne anschließend die mündliche (oder verschriftete) Kommunikation der beiden Redner analysiert werden. Von einem belauschten Gespräch unterscheidet sich dieses Material nur durch die Identität von Beobachter und Gesprächsteilnehmer. Das Problem einer strikten Befolgung dieses going native besteht darin, daß sich der Forscher während des Interviews verleugnen müßte, um die Natürlichkeit der Gesprächssituation nicht zu stören; er müßte ständig so tun, als wäre er als zufälliger Besucher, Freund oder was immer, ganz sicher aber nicht als Forscher anwesend. Angesichts dieser schwierigen und kaum glaubwürdig durchzuhaltenden Maskerade der eigenen Interessiertheit scheint es angebrachter, Vorkehrungen zu treffen, die ein Zutreten der Forscherrolle während des Interviews ermöglichen, was allein schon deswegen notwendig ist, weil mit einigem Recht bezweifelt werden darf, daß jemand, den ich ohne Deklaration meines Forschungsinteresses um ein Interview bitte – "Mein Name ist Fleck, darf ich ein bisserl mit Ihnen über Ihr Leben reden" – wohl ziemlich irritiert reagieren würde. Mit dieser Parodie auf die Interviewanbahnung sind wir mitten im Thema.

Interviews, die im Rahmen qualitativer Studien gemacht werden, lehnen sich an Alltagskommunikation an, sie sind aber mit dieser nicht ident; sie ähneln manchmal wissenschaftlichen Diskursen, beispielsweise beim Abwägen der Plausibilität divergenter Deutungen, unterliegen aber nicht

den dort geltenden Regeln; mit Garantie sind sie keine Experimentalanordnungen, wo irgendein Indikator exakt gemessen wird, aber gelegentlich nimmt das Interview Züge eines Garfinkel'schen Krisenexperiments an. (14) Die Verschiedenheit von einer "natürlichen" Gesprächssituation zeigt sich an wenigstens vier Unterschieden:

1. Im Interview besteht zwischen den beiden Beteiligten ein geringerer Grad an Vertrautheit als in einer natürlichen Gesprächssituation. Der Interviewer ist für den Befragten ein Fremder, sowohl sozial, weil er meist einer anderen sozialen Schicht angehört (zusätzlich oft auch Unterschiede in Alter, Beruf, Bildung etc. bestehen), als auch kognitiv, weil er mit der Lebenswelt des Befragten nicht aus erster Hand vertraut ist.

2. Das Interview ist mit dem Alltagshandeln des Befragten kaum integriert, es stellt für ihn eine Ausnahmesituation dar, die mit seinem gewöhnlichen Leben wenig zu tun hat.

3. Die Orientierung des Interviewers ist – ausgesprochen oder nicht – deutlich instrumentell; der Interviewer will etwas bestimmtes und er bemüht sich, dies zu erreichen. Er kommt beim Befragten nicht auf ein Plauscherl vorbei, sondern mit der (mehr oder weniger deklarierten) Absicht, sein Forschungsvorhaben voranzutreiben.

4. Der Interviewer verstößt während des Gesprächs massiv gegen Regeln der Alltagskommunikation, weil er sich weigert, die Norm des Sprecherwechsels zu akzeptieren, weil er im Gegensatz zu natürlichen Gesprächssituationen oft ungewöhnliche Nachfragen stellt, auf Klärung von Mehrdeutigkeiten besteht, eventuell sogar (Sprech-)Handlungen setzt, die normalerweise als Indiskretion gewertet würden.

Angesichts dieser deutlichen Verschiedenheiten von einem normalen Gespräch stellt sich die Frage, wodurch und wie derartige Gesprächssituationen dennoch möglich werden. Man könnte der Auffassung sein, das Forschungsinterview sei eine soziale Situation *sui generis*, das Aufeinandertreffen zweier Fremder, die trotzdem genau wüßten, was sie in dieser Situation zu tun hätten. Es spricht wenig für diese Sichtweise: Wenn selbst in, vielen Akteuren prinzipiell bekannten, Situationen regelmäßig die "Laien" von "Experten" unterwiesen und belehrt werden müssen, wie sie zu agieren hätten, ist die Annahme, Personen seien mit einer Interviewsituation vertraut, zu stark. Ehemaligen erläutert ein Standesbeamter die wenigen Handlungen und kargen Worte, die bei der Zeremonie zu verwenden sind und dennoch verhaspeln sich viele. Bei Ämtern glauben manche Klienten, sie müßten die ganze Familiengeschichte erzählen, um einen Freifahrtschein für Senioren oder dergleichen zu erhalten. Umso mehr muß für die schlecht institutionalisierte Situation "Forschungsinterview"

gelten, daß sie nicht für sich eindeutig ist und kraft relevanter und spezifischer Normen funktioniert. Aber warum gelingt es in der überwiegenden Zahl der Fälle, ein korrektes lebensgeschichtliches Interview zustande zu bringen und manchmal sogar interessante und aussagekräftige Aufzeichnungen zu produzieren?

Ich behaupte, dieses Gelingen fußt darauf, daß beide am Interview Beteiligten aushandeln, um welchen Typus von Situation es sich bei ihrer konkreten Interaktion handelt und daß sie dabei Anleihen bei konventionellen Formen der Interaktion nehmen, diese imitieren oder adaptieren; daß aber jedesmal eine andere Konfiguration entsteht und daher *strenggenommen* keine zwei Interviews einander gleichen. Nur unter Einbeziehung aller kontextuellen Informationen über Auswahl, Anbahnung, small talk vor und nach dem eigentlichen Interview, die Person des Interviewten etc. sind daher Erzählungen vergleichend interpretierbar. Relativiert wird dieser Umstand durch zweierlei: Zum einen ist das Spektrum an Interaktionsformen endlich und auf bestimmten Abstraktionsniveaus – der Zuordnung eines konkreten Interviews zu einem bestimmten Typus von Interaktionen – gehören manche der gleichen Klassen an. Zweitens folgen die Interviewer und Forscher implizit ihrem kulturellen Wissen, verhalten sich in der Situation daher so, wie sie glauben, daß es angemessen oder richtig wäre, spielen ihren Part auf der Bühne der Selbstdarstellung und des Hervorlockens von Selbstdarstellungen. Als Interpreten wenden sie naturwüchsig das ihnen vertraute Wissen an, um Personen zu verstehen und Äußerungen zu deuten. Wegen dieser Strategie der Normalisierung des Außergewöhnlichen, der Angleichung des Artifizialen an das Bekannte, *erscheint* den Beteiligten und dem Interpreten die gelungene Synchronisierung der Situationsdeutungen als vertraute Situation. Was der Interpret allerdings übersieht ist, daß ihm eine breite Palette von Situationen vertraut ist und die Subsumtionsleistung einer konkreten Situation unter einen allgemeinen Typus noch nicht gewährleistet, daß immer das gleiche Allgemeine getroffen wird. Daher vergleicht er im Weg der alltäglichen Analogisierung Situationen, die möglicherweise diametral entgegengesetzten Definitionen unterlagen: ein Interview kann dem Typus "Verhör" oder "Einvernahme" ebenso entsprechen wie dem entgegengesetzten des "Kaffeetratsches" oder dem des "Besuchs des Enkels".

Interaktionsteilnehmer können taktlos sein, Peinlichkeit hervorrufen, sich täuschen und getäuscht werden, an der Nase herumgeführt werden oder dem Charme eingeübter und kalkulierter Selbstdarstellungen etwa vom Typ der traurigen Geschichte erliegen. Die Fehler, die hier gemeint sind, sind nicht von der banalen Art der schlichten Uninformiertheit ei-

nes Interviewers. Wenn ein Student als Mitarbeiter eines Projektes zur NS-Zeit schlecht unterrichtet ist und auf eine Erzählung eines Befragten über die "Rolle der Partei damals" naiv nachfragt, weil er vielleicht in der Interviewschulung eingeblut bekommen hat, das zu tun: "Welche Partei?", so ist das ärgerlich, aber hier nicht bedeutsam. Worum es geht, ist darauf hinzuweisen, daß viele kleine "Fehler" geschehen können, die dem Interviewer aktuell nicht auffallen und manchmal sogar dem Interpreten entgehen. Zu warnen ist also nicht vor dem "Betrüger", sondern vor Schönfärbern, Stilisierern oder Pessimisten – wenn man schon totalisierende Etiketten benutzt. Gerade bei Historikern scheint aus der Kreuzung eines Mißverständnisses mit einer Facette der disziplinären Matrix eine Neigung zu bona-fide-Interpretationen der Erzählungen zu resultieren. Die historistische Tradition des einführenden Nachvollziehens von Motiven und Handlungsketten großer Persönlichkeiten scheint eine interpretative Praxis institutionalisiert zu haben, wo das Sichtbare und in Quellen Niedergelegte – die vielbeschworenen "Fakten" – mit höherer Dignität ausgezeichnet sind, als jene Seiten personaler und sozialer Identität, die erst erschlossen werden müssen, für die es keine Paraphe auf irgendeinem Dokument gibt, das als Beweis herangezogen werden kann. Die Vorzüge des historistischen Arbeitsethos sind nicht zu übersehen, Behauptungen von Historikern werden in aller Regel (wenigstens auf dem Niveau der elementaren Aussagen, weniger wohl bei den großen Linien) häufiger kritisiert als bei Soziologen die Triftigkeit einzelner Behauptungen überprüft wird (bei ihnen setzt Kritik meist eher auf dem Niveau der Konsistenz der entworfenen Theorie an). Paart sich allerdings die historistische Routine mit einem wörtlich genommenen Verständnis von "mündlicher Quelle" – schreibt man also den spontanen Erzählungen von Interviews die gleiche propositionale Qualität zu wie jenen Dokumenten, die Resultat eines abwägenden Reflexionsvorgangs sind – landet man bei der einführenden Hinnahme jeder Äußerung und verzichtet, in Goffman'scher Terminologie gesprochen, die Hinterbühne zu erforschen. (15) Was hier als Fehler apostrophiert wird, tritt in viel maskierterer Gestalt auf als es die Behauptung und Gegenbehauptung anhand von Quellen studierenden Historiker gemeinhin erwarten; gerade deswegen werden diese Verformungen und Verwerfungen hingenommen und unter Anwendung von Alltagsroutinen normalisiert. Löst man dann noch Aussagen aus dem Kontext und faßt sie als Propositionen auf, als Aussagen, die also *nicht* innerhalb eines bestimmten oder bestimmbaren Kontextes Sinn haben, sondern als Aussagen, die unabhängig von den Randbedingungen wahr sind, leidet die Validität der darauf aufbauenden (bzw. aus solchen Elementen beste-

henden) Interpretation.

Wegen des Fehlens einer "Fehlertheorie" und aufgrund des doch sehr allgemeinen Stils meiner Ausführungen ist es unmöglich, hier mit der gebotenen Detailliertheit exemplarisch Fehler zu diskutieren. Auf dem Allgemeinheitsniveau, das für diesen Aufsatz gewählt wurde, kann man aber immerhin folgende Varianten von Verformungen anführen:

1. Fehllannahmen,
2. Mißdeutung,
3. Unterlassungen und Auslassungen.

Kompliziert wird die Erörterung dadurch, daß sich diese Fehler auf verschiedenen Ebenen der Interviewinteraktion finden können; die drei wichtigsten sind:

- a. Rahmen,
- b. Akteur,
- c. Äußerungen.

Natürlich können beide Interaktionspartner Urheber sein, auch wenn es in manchen Fällen häufiger der Interviewer, in anderen eher der Befragte ist. Einige knappe, demonstrative Erläuterungen sollen das Gemeinte verdeutlichen.

Fehllannahmen über den Rahmen: Die Interviewpartner gehen vor dem Interview quasi einen Kontrakt ein, in welchem sie stillschweigend die wechselseitigen Verpflichtungen und beiderseitigen Deutungen dessen, was im folgenden geschehen soll, abstimmen und festlegen. Weil dieser Kontrakt implizit abgeschlossen wird, kann das Objekt des Kontrakts verfehlt werden. Rahmen meint daher nicht mehr als die stillschweigende Übereinkunft darüber, was behandelt und wie gehandelt werden soll. Manche Befragte versichern sich nach einer Eingangserzählung mit der Frage "Ist das das, was Sie interessiert?" der Übereinstimmung der Situationsdefinition. (16) Solange ein Auseinanderdriften der Deutung nicht massiv sichtbar wird, darf vermutet werden, daß das Interview fortgeführt werden kann. Kleine Unstimmigkeiten und Erwartungsenttäuschungen schlagen sich möglicherweise in wachsendem Unbehagen auf einer der beiden Seiten nieder. Unzulässig ist anschließend eine Interpretation, die beispielsweise darauf hinweist, daß über dieses oder jenes Thema nichts gesagt wurde, also dem Befragten unwichtig sei. Ebensogut könnte nämlich der Interviewte angenommen haben, das nichtbesprochene Thema interessiere den Interviewer nicht, sei sozusagen nicht Bestandteil des Kontraktes.

Fehllannahmen über den Akteur: Vorweg nimmt man hinsichtlich des Akteurs wechselseitig an, der jeweils andere repräsentiere eine wohl umschriebene Rolle, die des kompetenten Informanten oder des begabten und

interessierten Fragenden. Erst während des Interviews zeigt sich, ob diese Erwartung an der anderen zu Recht bestand. Sehr leicht kann es geschehen, daß man aneinander vorbeigiert, was in dem Umstand begründet ist, daß Erwartungserwartungen zu Rollenbildern gerinnen und die Akteure auf die, dem anderen unterstellte Rolle hin handeln. Der Befragte hält den Interviewer für den ghostwriter seiner Autobiographie, während dieser in jenem den Chronisten einer politischen Partei erblickt.

Fehlannahmen über Äußerungen: Da Befragte nicht gerne zugeben, etwas nicht verstanden zu haben, kann eine bestimmte Wortwahl des Interviewers zwar zu einer Antwort des Befragten führen, in der der problematische Begriff enthalten ist, aber nur als Worthülse verwendet wird; tatsächlich meint er aber etwas anderes.

Während sich Fehlannahmen meist in deutlicher Nichtübereinstimmung der Redebeiträge beider Akteure niederschlagen und daher, mindestens wenn das Mißverstehen auf dem Niveau der Äußerungen angesiedelt ist, geklärt werden können (bei Rahmen und Akteur kann die Nichtkongruenz über das ganze Interview erhalten bleiben), sind Mißdeutungen tückischer, weil sie das Intendierte wenigstens teilweise treffen. Ihre Virulenz entfalten sie immer dann, wenn der Fragende zu wissen glaubt, was gemeint sei, aber wegen der Imitation der Alltagskommunikation auf eine Klärung taktvollerweise verzichtet. Eine *Mißdeutung des Rahmens* kann darin bestehen, daß der Befragte meint, nicht seine individuelle Biographie präsentieren zu sollen, sondern eine Instant-Version kollektiver Biographie. Eine *Mißdeutung des Akteurs* greift Platz, wenn der Interviewer als Exponent der öffentlichen Meinung betrachtet wird und der Befragte sich durch ihn hindurch ans imaginierte Publikum wendet. Solange er kein "Meine Damen und Herren" in seine Rede flicht, kann das unbemerkt bleiben. *Mißdeutungen der Äußerungen* sind das Kleingeld des Interpretationsprozesses; ganze Interviews können von ihnen durchsetzt sein und werden dem Interpretieren zum Ärgernis, wenn sie während des Interviews hingenommen wurden und eine Explikation unterblieb.

Unterlassungen und Auslassungen wurzeln vor allem in einer fehlerhaften oder unvollständigen Planung des Forschers. Wenn er aufgrund einer zu geringen Vertrautheit mit dem Objektbereich nicht genau weiß, worüber er reden und was er wissen will, wenn er es unterläßt, seine Rolle und die seines Interviewpartners zu klären und wenn er schließlich jede Äußerung des Befragten dankbar hinnimmt, ohne auf Vertiefung zu drängen, hat er am Ende bestenfalls Mitschnitte eines Nachmittags mit Kaffeejause auf den Tonbändern.

Es wäre eine grobe Mißdeutung dessen, was hier gesagt wurde, wenn

der Eindruck entstünde, es gäbe die *eine richtige* Vorgangsweise. Die Schwierigkeit des Unternehmens offenes Interview liegt vielmehr darin, daß mehrere legitime und praktikable Wege beschritten werden können. Es sollte nur sichergestellt sein, daß der gewählte Weg expliziert wird, seine Voraussetzungen und Vorannahmen offengelegt werden und daß er während der Untersuchung beibehalten wird. Realiter scheint nämlich etwas ganz anderes zu geschehen: Weil die überwiegende Mehrzahl der qualitativen Studien Einpersonenunternehmen sind, wird durch die Kontinuität des Forschers die Einheit des Untersuchungsverfahrens gesichert; nach anfänglichem Herumirren entschließt dieser sich, die verbleibenden Phasen des Projektes nach dem erprobten Muster weiterzuführen bis die Grenzen seiner Finanzen oder die Erschöpfung seiner Neugier Einhalt gebieten. Insofern offenes Interview eine wissenschaftliche Methode der Gewinnung relevanter Daten ist, muß der Prozeß ihrer Sammlung nachvollziehbar sein. Die Forderung nach Standardisierung ginge in die eine Richtung zu weit, die Hinnahme anarchischer Beliebigkeit in die andere. Die Dokumentation des oder der begangenen Wege(s) ist aber für die Überprüfung der Angemessenheit und Richtigkeit der Interpretation unerlässlich. Dabei können zwei Techniken angewandt werden: entweder strukturiert man die Interviews durch Verwendung eines Leitfadens oder man muß die Randbedingungen durch ausführliche Situationsprotokolle bekannt machen. Je weniger Strukturierung möglich ist oder wünschenswert erscheint, desto umfänglicher müssen diese Protokolle ausfallen.

Für qualitative Ansätze heißt das, daß zwar einerseits Abschied von der naiven Idee genommen werden muß, durch Befragungen unproblematische, für sich sprechende Quellen zu produzieren, daß man aber andererseits sicher sein kann, typische Muster von Biographieverläufen, lebensweltlichen Schilderungen und Identitäten zu finden, weil die Selbstdarstellung der Befragten nicht von Person zu Person unvergleichbar ausfällt, sondern sich an kulturell zugänglichen Typisierungen orientiert. Mit anderen Worten: Eine systematische Rekonstruktion von Lebenswelten ist möglich, weil sich die Lebenswelten der Einzelnen und die kulturellen Muster ihrer typisierenden Darstellungen ähneln.

4. DIE STEGREIFERZÄHLUNG – KEINE OFFENBARUNG DER WAHRHEIT

In den bisherigen Ausführungen wurde versucht, die Praxis qualitativen Forschens – mit einer stärkeren Berücksichtigung der oral history als anderer Richtungen – kritisch zu beleuchten, auf Mängel aufmerksam zu

machen, Verbesserungsvorschläge zu unterbreiten und vor allem vor unangemessenen Erwartungen zu warnen. Im abschließenden Teil sollen – in Auseinandersetzung mit einer besonders breit rezipierten forschungstechnischen Position – überzogenen Erwartungen anderer Art kritisiert werden. Zurückgewiesen wird die Auffassung, es gäbe so etwas wie formale Kriterien zur Beurteilung der Richtigkeit des Erzählten und der Aufrichtigkeit des Erzählers. Die Hoffnung, eine bestimmte Art von Interviewtechnik verbürge eine Wiedergabe der Erlebnisse der Vergangenheit derart, daß der Erzähler, wenn er einmal eingewilligt habe zu erzählen, genötigt sei, mehr mitzuteilen als ihm möglicherweise lieb ist, wird zum Konstituens des Verfahrens. Die Technik des narrativen Interviews (17) sichere eine Wiederholung der "Erlebnisströme" vergangener Lebensphasen "nicht nur durch (die) Darstellungsinhalte, sondern auch durch die Art, wie vom Informanten die Darstellung vorgenommen wird". (18) Mittels dieser Interviewtechnik sei es möglich, "selbsterlebte Ereignisablaufs- und Wandlungserfahrungen von Betroffenen sozialer Vorgänge" systematisch zu erfassen. Weiters sei es möglich, die "sequentielle Struktur" der Erfahrungen zu erfassen, weil der Erzähler jede Abweichung von der historischen Reihenfolge seiner Erfahrungen – welche sowohl den Ablauf äußerer Ereignisse als auch die Wandlung der inneren Einstellungen einschließen – in seiner Rede durch empirisch nachweisbare, zusätzliche interaktive Darstellungsarbeit kenntlich mache. Da diese Momente von der "Basisarbeit der Intersubjektivitätsverbürgung" unterscheidbar seien, könne man für die autobiographisch-narrative Mitteilung behaupten, daß deren "Gestaltungsdynamik... aus dem aktuellen Intersubjektivitätsbezug nicht ableitbar" sei. (19)

Der Erfinder dieser Technik schützt sich vor möglicher Kritik durch die Formulierung mehrerer Bedingungen, die gegeben sein müßten, damit ein narratives Interview zustande komme: Der um eine Erzählung gebetene Akteur müsse (1) möglichst unvorbereitet mit (2) einer Eingangsfrage konfrontiert werden, die narrative Generierungskraft besitze. Der Erzähler dürfe (3) "keine kalkulierte vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nehmen". Nur wo (4) ein Akteur auf die Verstrickung in einen lebensgeschichtlichen oder historischen Ereigniszusammenhang zurückblicken kann, sei die Formulierung eines narrativen Themas möglich. (20) Ich will nicht behaupten, daß allein schon diese vier Bedingungen das Zustandekommen eines narrativen Interviews erfolgreich unterbinden, wohl aber in Abrede stellen, daß es sich bei diesem Interview um eine originäre Situation handelt, in der keine Erinnerung an frühere Erinnerungen und Deutungen der eigenen

Biographie stattfände und wo keine Deutung der interaktiven Situation und damit der Erwartungen des Interviewers Platz greife. Von welchem Befragten ließe sich *zugleich* behaupten, daß er "unvorbereitet" und "verstrickt" sei? Von niemanden. Bestand eine "Verstrickung" (was immer das auch heißen mag) dann ist die Annahme zulässig, daß über diese zu einem späteren Zeitpunkt, aber vor dem Interview, nachgedacht wurde, die vergangenen Erfahrungen also gedeutet und verarbeitet wurden, was in nuce eine Geschichte dieser Verstrickung ist. Im Alltag werden Fragen nach Gründen und Ursachen von (vergangenem) Handeln häufig mit Erläuterungen beantwortet, die die Form genetischer Erklärungen haben: "Ja, das war so, weil da war vorher das und dann..." Dabei werden also Geschichten erzählt, die Handlungsketten plausibilisieren sollen. Jedenfalls ist dieser Typ in Alltagserklärungen häufiger als solche, die dem Muster kausaler, funktionaler oder teleologischer Erklärung folgen. (21) Das alltägliche Auftreten von Fragen nach Gründen und Ursachen darf man als gegeben ansehen. Wenn dies alles zutreffend ist, wenn also im Alltag Fragen gestellt werden, die mit genetischen Erklärungen, "Geschichten", beantwortet werden, und letztere nur erzählt werden können, wenn sie auf einer vorgängigen Reflexion über die in den Geschichten bearbeitete und kondensierte Erfahrung aufbauen, dann sind die zwei genannten Bedingungen (unvorbereitet und verstrickt) kontradiktorisch - und bekanntlich folgt aus solchen Prämissen alles und nichts. Der Verdacht, es handle sich bei der Postulierung dieser Bedingungen um eine Immunisierungsstrategie, ist nicht von der Hand zu weisen. Im Gegensatz zu Schütze meine ich, daß Interviews nur zustande kommen können, wenn der Befragte vorbereitet ist (über mögliche Themen, über den Rahmen, aber nicht notwendigerweise über jede Detailfrage) und auf eine, unter Umständen oftmals präsentierte, Geschichte zurückgreifen kann, mindestens aber sich selbst seine eigene(n) Geschichte(n) schon einmal "erzählt" haben muß, oder anders ausgedrückt: eigene Erfahrung reflexiv verarbeitet haben muß. (22)

Schütze rechtfertigt seine Auffassung durch die Einführung einer weiteren Instanz, die eine "Homologie des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebenslauf" (23) sicherstellen sollen: Die von ihm sogenannten Zugzwänge des Stegreiferzählens. Was ist damit gemeint? Ein Erzählschema setze sich aus drei Zugzwängen zusammen:

- (1) Gestaltschließung,
- (2) Kondensierung und
- (3) Detaillierung.

Der Gesamtzusammenhang und die einzelnen Situationen der erlebten Ge-

schichte müßten in der Erzählung als "Episoden" oder "historische Ereigniskonstellationen", also durch das Darstellen aller wichtigen Teilereigniszusammenhänge repräsentiert werden. Die "Signifikanz der Geschichte" - also die Bedeutung und der Sinn - ergäbe sich (a) aus den Erfahrungen, die der Erzähler hinsichtlich historischer Ereignisknotenpunkte (im Interview) aktuell machen kann - m.a. W. er muß sich erinnern können, (b) aus der in der Erzählung sich allmählich aufbauenden Gesamtgestalt der zu berichtenden Episode - m.a. W. er muß nachvollziehbar erzählen, und (c) aus den sachlichen und logischen Abhängigkeiten (kausaler, intentionaler und bewertender Art) zwischen den einzelnen Teilereigniszusammenhängen - m.a. W. er darf Wichtiges nicht vergessen. Der Gestaltschließungszwang bewirke, daß "der Tendenz nach" allein schon durch die Einwilligung zu erzählen *alle* wesentlichen Teilereigniszusammenhänge der erlebten Geschichte rekapituliert würden. Der Erzähler sei, zweitens, gezwungen, nur das zu erzählen, was unter Berücksichtigung des Gesamt-Ereigniszusammenhangs, der Thematik und der damaligen Orientierungssignifikanz möglicher Handlungsalternativen und eingetretener Ereignisse an Ereignisknotenpunkten "wirklich relevant" war. Dieser Kondensierungszwang bewirke, daß "der Tendenz nach" *nur* das Ereignisgerüst der erlebten Geschichte berichtet werde. Drittens zwingt die Rekapitulation den Erzähler, sich an der tatsächlichen Reihenfolge der Ereignisse zu orientieren. Berichtet er A, fühle er sich bemüßigt auch das darauf kausal und/oder intentional folgende B zu berichten, außer er habe Interesse an einer kalkulierten, also nicht-stegreifmäßigen Darstellung und die dafür nötige Vorbereitungszeit. Der Detaillierungszwang bewirke, daß "der Tendenz nach" auch die Verknüpfungen zwischen den erzählten Ereignissen rekapituliert würden.

Der Tendenz nach mag Schütze auf einige Mechanismen des Stegreiferzählens aufmerksam machen, seine Folgerungen sind allerdings überzogen. Einerseits verspricht er universelle Gültigkeit (alle wesentlichen Ereignisse und nur das Wichtige werden erzählt) und andererseits flüchtet er sich in die Relativierung (der Tendenz nach). Aus diesem Dilemma befreit ihn schließlich die oben aufgezeigte Immunisierungsstrategie, die es ihm erlaubt, immer dann wenn das Prognostizierte nicht eintritt, die andere Bedingung dafür verantwortlich zu machen. In seinem Entwurf einer grundlagentheoretischen Begründung der Technik des narrativen Interviews geht Schütze noch einen Schritt weiter und wirft die Frage auf, "inwiefern kommt in Stegreif-Erzählungen eigenerlebter Erfahrungszusammenhänge die Struktur des faktischen Handelns, über das erzählt wird, zum Ausdruck?" (24) In Beantwortung dieser selbstgestellten Frage

rekurriert Schütze auf "fünf Implikationen des dreifachen Zugzwangs".

1. Detaillierungs- und Gestaltschließungszwang führten zur narrativen Darstellung von Ereignissen, über die in gewöhnlicher Kommunikation oder in standardisierten Interviews selten bzw. nie gesprochen werde. Schuld- und Schambewußtsein in Verbindung mit Interessenlagen stünden einer Erzählung "heikler" Ereignisse entgegen, aber, weil der Erzähler zu erzählen eingewilligt habe, rissen ihn die Erzählschwänge mit und führten schließlich zu einer Offenlegung auch dieser Themen.

2. Wegen des Detaillierungszwanges würden damalige Handlungsorientierungen rekonstruiert. Der Tendenz nach sähe sich der Erzähler noch einmal als aktuell Handelnder in die Kette der in der Geschichte ablaufenden Ereignisse verflochten; das biete die Gewähr, daß die Kernstruktur der faktischen damaligen Handlungsorientierungen zum Ausdruck käme.

3. Gestaltschließungs- und Kondensierungszwang bewirkten, daß der Tendenz nach all das und nur das an Handlungsabläufen erzählt werde, was für die Gesamtgestalt eines biographisch-episodalen und/oder historischen Ereignisablaufs an Erkenntnisknotenpunkten relevant sei.

4. Der Kondensierungszwang führe quasi automatisch zur Kontrastierung von Handlungsabsichten mit Handlungsrealisierungen, früherer Handlungsabsichten mit späteren, früherer Bewertungen mit späteren.

5. Alle drei Zugzwänge bewirkten, daß der Erzähler über Ereignisse und Handlungsorientierungen spreche, über die er lieber schweigen würde.

Unschwer ist zu erkennen, daß, was als Implikationen angekündigt wurde, sich als Paraphrasierung der Erläuterungen der Zugzwänge entpuppt. Tatsächlich scheint es dem Autor auch nicht um die Abwägung forschungstechnischer Konsequenzen basaler Mechanismen des Erzählens zu gehen, sondern bloß um die Absolvierung eines rhetorischen Zwischenschrittes hin zur nächsten Erfindung. Die Darlegung der vermeintlichen Implikationen der Zugzwänge endet in der Exposition einer anderen Art von Verstrickung. Sie sieht er nun darin, daß der Erzähler, ahnt er nur, wie weit er sich auf glattes Parkett begeben habe, dies durch eine "Reduktion der Narrativität" dem Interpreten offenbare. Will der Erzähler etwas verschweigen, müsse er "entstellen", "fälschen", "abweichen", "sich in Widersprüche verstricken", "fingieren", "verzerrern", "fragwürdig werden" etc. Der rhetorische Aufwand dient dazu zu verschleiern, was zum Glück nicht Resultat eines Argumentationszwanges, sondern schlichter Verstoß gegen die Logik der Argumentation ist: Da sich der Autor über die Wahrheit einer Erzählung nicht durch Konsultation einer unabhängigen (Informations-)Instanz (über das Berichtete) in Kenntnis setzen lassen will, muß er die Wahrheitsfrage in den Bericht hineinverlegen. Allerdings

begnügt er sich nicht damit, eine Kohärenztheoretische Position einzunehmen, was bedeuten würde, daß jede in sich nicht stimmige Erzählung als kalkulierte zurückgewiesen wird, sondern plötzlich sind Momente der Interaktion Wahrheitskriterien. Ein Erzähler mit Verschleierungsinteresse werde den dreifachen Zugzwang erkennen und als Bedrohung wahrnehmen. Darauf reagiere er mit Ausweichstrategien, als da sind: Anbieten von Sprechpausen als interaktive Signale zur Redeübernahme durch den Interviewer. Falls das nicht erfolgreich ist, wechsle er zu einer beharrlichen Anwendung aktiver Redeübergabemechanismen durch Aufforderung. Und als stärkstes Mittel könne er in den Sprechstil der generellen Formulierungen flüchten.

Die beiden zentralen Ideen Schützes, daß die Erzählsequenz homolog der Realsequenz sei und daß Täuschungen während des Redens notwendig mit Beklemmung und Peinlichkeit verbunden seien, sind wenig überzeugend. Gegen die erste Behauptung sprechen assoziative Erinnerungsformen, Erzählen in Analogien und der Umstand, daß jedes retrospektive Erzählen eine Reflexion der Biographie notwendig voraussetzt, welche zu idiosynkratischen Leitlinien, die quer zur Ereignisgeschichte liegen, führen können. Gegen die zweite Behauptung spricht das versammelte Wissen um Selbstdarstellungstechniken und Eindrucksmanagement, welches mit der Idee vertraut machen hätte können, daß es auch *gelungene* Selbstdarstellungen gibt, die eben, weil sie gelingen, auch nicht in der Darstellung erkannt werden. Man würde Schütze Unrecht tun, wenn man in Abrede stellte, daß Stegreiferzählungen, wie er sie skizziert, vorkommen können. Allein, sie scheinen selten zu gelingen, da es bislang an empirischen Belegen dafür fehlt. Eine methodologische Programmatik, die den Beweis der Praktikabilität nicht zu erbringen vermag, ist aber von sehr zweifelhaftem Wert.

Aus der Erzählforschung können qualitative Forscher einiges lernen (25), die mühsame Arbeit des Interpretierens kann aber nicht durch (Selbst)Auslieferung an großspurige grundlagentheoretische Entwürfe ersetzt werden. Um herauszufinden, ob jemand die Wahrheit sagt, kann man zwar *auch* darauf achten, wie er spricht, die Beantwortung des alten inhaltsanalytischen Fragebündels: "Wer sagt was, zu wem, wie, warum und mit welchem Effekt?" (26) erspart man sich damit aber nicht.

ANMERKUNGEN

(1) Lutz Niethammer, Wozu taugt Oral History? in: Prokla 60, 1985, 114.

(2) Validität wird hier in einem nichttechnischen Sinn der Gültigkeit von Aussagen über Objekte verstanden: "In the case of qualitative observations, the issue of validity

ist not a matter of methodological hair-splitting about the fifth decimal point, but a question of whether the researcher sees what he or she think he or she sees", Jerome Kirk, Marc L. Miller, Reliability and Validity in Qualitative Research. Sage University paper series on Qualitative Research Methods Vol. 1, Beverly Hills 1986, 21.

(3) Verformung wird hier als Oberbegriff für alle Abbildungsrelationen zwischen Objekten und Begriffen, Bildern oder Namen von Objekten verwendet. Über den Verzerrungsgrad kann nur empirisch befunden werden.

(4) Eine knappe Zusammenfassung der datensoziologischen Literatur bei: Helmut Kuzmics, Zur sozialen Genese der Arbeitsmarktstatistik, in: Kurt W. Rothschild, Gunther Tichy, Hg., Arbeitslosigkeit und Arbeitsangebot in Österreich, Wien, New York 1987, 25-42.

(5) Thomas P. Wilson, Qualitative "oder" quantitative Methoden in der Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 34, 1982, 487-508.

(6) Vgl. Denzins Plädoyer für "multiple Triangulation" in ders., The Research Act. A Theoretical Introduction to Sociological Methods, New York u.a. 1978 (2. Auflage), Chapter 10.

(7) Wilfried Deppe, Drei Generationen Arbeiterleben. Eine sozio-biographische Darstellung, Frankfurt, New York 1982.

(8) Karin Berger et. al., Hg., Der Himmel ist blau. Kann sein. Frauen im Widerstand Österreich 1938 - 1945, Wien 1985.

(9) Natürlich könnte man argumentieren, daß auch die Untersuchung einer sozialen Gruppe eine Einzelfallanalyse sei. Für eine Einzelfallanalyse am Beispiel der Erzählungen einer Person siehe: Margareta Glas-Larsson, Ich will reden. Tragik und Banalität der Überlebens in Theresienstadt und Auschwitz, hg. und kommentiert von Gerhard Botz, Wien u.a. 1981.

(10) Ausführlicher in: Christian Fleck, Koralmpartisanen. Über abweichende Karrieren politisch motivierter Widerstandskämpfer, (Materialien zur Historischen Sozialwissenschaft 4), Wien, Köln 1986.

(11) In einer laufenden Studien des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Historische Sozialwissenschaft, Salzburg, über KZ-Überlebende gelang es bisher nicht, Überlebenden aus der Häftlingskategorie Asoziale zu finden. Andere KZ-Winkel sind nur mit ganz wenigen Individuen im Sample vertreten.

(12) Überall dort, wo man annehmen muß, daß die Mortalität kausal verknüpft ist mit dem zu untersuchenden Phänomen, sollte man versuchen, aus anderen Kanälen Informationen über die mittlerweile Verstorbenen einzuholen.

(13) S. dazu: H.G. Zilian, Christian Fleck, Die verborgenen Kosten der Arbeitslosigkeit, Graz 1987 (Manuskript).

(14) Knappe Zusammenfassung bei: Hugh Mehan, Houston Wood, Fünf Merkmale der Realität, in: Elmar Weingarten et. al., Hg., Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns, Frankfurt 1978, 49 ff.

(15) S. dazu: Erving Goffman, Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München 1969.

(16) Eine Darstellung dieses auf W.I. Thomas zurückgehende Konzepts bieten: Peter L. Berger, Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt 1969.

(17) Fritz Schütze, Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld 1978 (Manuskript).

(18) Fritz Schütze, Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens,

in: Martin Kohli, Günther Robert, Hg., Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart 1984, 78.

(19) Ebd., 79f.

(20) Fritz Schütze, Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: Eberhard Lämmert, Hg., Erzählforschung. Ein Symposium, Stuttgart 1982, 568ff.

(21) Albert Lehmann, Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt, New York 1983 argumentiert, daß Alltagserklärung durch Erzählen von Geschichten charakteristisch für Unterschichten sei.

(22) Eigene Erfahrungen mit Studenten lassen mich vermuten, daß "gelungene" biographische Interviews nur möglich sind, wenn durch biographische Brüche veranlaßte Reflexionen vorgängig stattgefunden haben. Ein aufschlußreicher literarischer Beleg für die Schwierigkeiten reflexiver Aneignung eigener Biographie ist: Christa Wolf, Kindheitsmuster, Darmstadt, Neuwied 1977.

(23) Schütze, Kognitive Figuren ..., 78. Das folgende nach Schütze, Repräsentation ..., wo er seine Auffassung einigermaßen nachvollziehbar präsentiert.

(24) Schütze, Repräsentation ..., 574.

(25) S. beispielsweise Jochen Rehbein, Biographisches Erzählen, in: E. Lämmert, Hrsg., a.a.O., 51-73.

(26) So schon: Harold D. Lasswell et. al., The Comparative Study of Symbols, Stanford 1952, 12.

AUSWERTUNGSVERFAHREN IN DER MÜNDLICHEN GESCHICHTE

MICHAEL POLLAK

Der Historiker ist es gewohnt, mit unterschiedlichen Materialien zu arbeiten. Dazu gehören in erster Linie die in Archiven verwahrten schriftlichen Quellen. Neben diesen zentralen Bausteinen der Geschichtsschreibung greifen Historiker aber auch auf andere Spuren der Vergangenheit zurück, sei es Bildmaterial, Bauten, Kleidung oder Gebrauchsgegenstände. Je nach Quellenlage wird diese oder jene Art von Materialien bevorzugt werden. Der Erforscher der jüngsten Vergangenheit hat neben schriftlichen Quellen privilegierten Zugang zu Bildmaterial (Fotographie und Filme), sowie den Zugang zu noch lebenden Zeitzeugen. Er kann also einige seiner Quellen selbst erstellen. Die Initiative zur Schöpfung neuer Quellen eröffnet neue Möglichkeiten, birgt aber auch Gefahren in sich, die nur durch einen besonders kontrollierten Umgang mit diesen Materialien begrenzt werden können, also durch intersubjektiv überprüfbare Erhebungs-, Auswertungs- und Interpretationsverfahren.

Je nach Problemstellung eines Forschungsprojektes wird das mündlich erstellte Quellenmaterial verschiedene Funktionen zu erfüllen haben und dementsprechend unterschiedlicher Art sein. In einer traditionell angelegten, auf schriftlichen Archivmaterialien aufbauenden Arbeit können Interviews mit Zeitzeugen punktuell zur zusätzlichen Informationsgewinnung und -klärung eingesetzt werden. Sie erfüllen anderen Materialien gegenüber dann eine komplementäre Funktion. Sie können aber auch zentraler, ja sogar ausschließlicher Bestandteil eines Projektes sein. Die Frage, die sich dann stellt, ist die des spezifischen Erkenntnisgewinns solcher Projekte im Vergleich zu anderen historischen Vorgangsweisen.

KOMPLEMENTÄRE VERWERTUNG MÜNDLICH ERSTELLTER QUELLEN

Je mehr sich die Zeitgeschichte als Ereignisgeschichte auch der jüngsten Vergangenheit widmet, je mehr also Geschichte als Erforschung der Vergangenheit bis zur Gegenwart vordringt, umso unumgänglicher wird der Rückgriff auf die Erstellung eigener Quellen mit Hilfe von Interviews mit